

Heimo Halbräuner  
Gerald Lamprecht  
Ursula Mindler (Hg.)

# NS-Herrschaft in der Steiermark

Positionen und Diskurse

Böhlau Verlag Wien Köln Weimar

CHRISTIAN FLECK

Im Rahmen einer Bestandsaufnahme der Forschungen zur Steiermark während der NS-Herrschaft ist es unumgänglich, auch die Universitäten zu behandeln. Neben dem Bedürfnis einer möglichst vollständigen Berücksichtigung aller gesellschaftlichen Subsysteme ist aber vor allem darauf hinzuweisen, dass die steirischen Hochschulen ein Kristallisationspunkt der lokalen Nazi-Bewegung waren, die in jenen Demonstrationen gipfelte, die Graz den Titel „Stadt der Volkserhebung“ einbrachten. Universitätslehrer und Absolventen der steirischen Hochschulen nahmen im NS-Apparat gewichtige Positionen ein; steirische Akademiker wirkten an führenden Stellen in den Okkupationsregimes in Osteuropa und in den Niederlanden und das Reichssicherheitshauptamt leitete ein Mitglied einer Grazer Burschenschaft. In einem merkwürdigen Gegensatz dazu steht, dass die Forschungslage zur Rolle der steirischen Hochschulen und ihrer Absolventen im NS-System auffallend defizitär ist – eine Tatsache, die hier nur benannt, aber nicht ausgeglichen werden kann. Hinweise auf diese Lücken und Erklärungsversuche für bislang unterbliebene Bemühungen, diese auszugleichen, stehen daher im Zentrum des folgenden Überblicks.

Nicht nur wegen der relativ geringen Zahl an Forschungsarbeiten, sondern aus einem systematischen Grund muss die Behandlung des Themas abstrakter ansetzen. Die Autoren, die sich bislang mit diesem Thema befassten, folgten der unter Historikern weitverbreiteten Routine, ihre Darstellungen entlang überlieferter Akten zu schreiben, was systematische Verzeichnungen zur Folge hatte, da relevante Zusammenhänge in eben jenen Überlieferungen keinen Niederschlag fanden. Vieles von dem, was Universitäten und Wissenschaft kennzeichnet, steht nicht in Personalakten oder Protokollen universitärer Gremien. Um nur zwei Beispiele anzuführen: Wissenschaftliche Reputation oder die Dichte sozialer Netzwerke müssen auf anderen Wegen erfasst werden.

Universitäten sind ein Teil der sie umgebenden Gesellschaft, der traditionell auf seine Autonomie großen Wert legt und diese Distanz gegenüber der Umwelt auch gerne als Politikferne camouffliert; manche Autoren gehen so weit, die Universitäten und das von ihnen wesentlich getragene Wissenschaftssystem als eigenen Gesetzmäßigkeiten unterworfenen System zu sehen, das – folgt man dieser Sicht – entlang eines eigenen Selektionsmediums, der Wahrheit, prozessiert. In deutlicher Absetzung von dieser überzogenen Sichtweise, die die Autonomie von Wissenschaft überbewertet und der Institution Universität eine Weltferne zugesteht, liegt den folgenden Ausführungen eine realistischere Sicht der Universität zugrunde. In gerade

noch zulässiger Vereinfachung gehe ich davon aus, dass der Beitrag der Universität zur und ihre Stellung in der Gesellschaft über zwei Fragen erfasst werden können: Was tut sie bzw. was tun die in ihr Tätigen und wie bzw. mit welchen Folgen wird das getan?

Universitäten und das Wissenschaftssystem widmen sich *erstens* der Produktion von Wissen; nicht alles, was als solches in Universitäten hergestellt wird, genügt dem Anspruch der Neuigkeit und manches neue Wissen altert schneller als die, die es herstellen. *Zweitens* geben Universitäten den Korpus gesicherten Wissens und die Methode zur Generierung künftigen neuen Wissens an Studenten weiter, fungieren also als Ausbildungsstätten. *Drittens* erhalten diejenigen, die den Ausbildungsweg erfolgreich durchlaufen haben, am Ende ein Zertifikat ausgestellt, das sie in die Lage versetzt und vielfach sogar berechtigt, gesellschaftliche Positionen einzunehmen, die jenen vorbehalten sind, die über derartige Berechtigungsscheine verfügen, wobei diese Positionen im Allgemeinen als privilegiierter gelten, sei es hinsichtlich der Erwerbchancen, der Selbstverwirklichung oder des sozialen Ansehens. Universitäten sind also auch Statuszuweisungsmaschinen.

Das von den Universitäten produzierte Wissen muss nicht sofort außerhalb des Labors Verwendung finden, oft genug funktioniert das Wissenschaftssystem auch als kognitiver Speicher, aus dem zu beliebigen Zeitpunkten wer auch immer verwendbares Wissen abrufen kann – Gutachten von Juristen illustrieren diese Funktion trefflich; zum Teil funktioniert das Nützlich-Werden des akkumulierten Wissens auch durch die Ausbildung von Verwendungs- und Weiterführungskompetenz, die den Absolventen gleichsam mit auf den Lebensweg gegeben wird; man denke an Mediziner, die viele konkrete Praktiken ihrer Profession erst nach Ende des Studiums „on the job“ erlernen. Je kreativer Absolventen in der Lage sind, ihre während des Studiums erworbenen Fähigkeiten im daran anschließenden Lebensabschnitt der Berufstätigkeit fruchtbar werden zu lassen, umso günstiger werden sie sich im jeweils gegebenen sozialen Schichtungssystem platzieren können. Diese Gelegenheitsstrukturen ändern sich im historischen Prozess, insbesondere divergieren sie zwischen einander ablösenden politischen Systemen.

*Viertens* sind Universitäten Organisationen, die sich, obwohl sie weitestgehend aus Steuermitteln finanziert werden, mehr oder weniger selbst verwalten dürfen, die über die Rekrutierung ihres Personals in relativer Unabhängigkeit von Außeneinflüssen bestimmen können. Diese Selbstverwaltung führt *fünftens* dazu, dass Universitäten und die in ihnen Einflussreichen die Körperschaft gegen Übergriffe von außen verteidigen, wobei es den Universitäten oftmals gelingt, die faktische finanzielle Abhängigkeit vom Staat und seinen Steuermitteln in eine kulturelle Hegemonie zu verwandeln und der Gesellschaft im Wege von abstrakten Maximen oder konkreter Politikberatung mitzuteilen, was sie tun sollte. Diese Kulturmission der Gebildeten stellt über lange Perioden hinweg und in ganz unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Systemen den wichtigsten Mechanismus dar, mit dem die Universitäten ihre Autonomie konkret verteidigt und ausgestaltet haben. Universitätsangehörige und uni-

versitär Sozialisierte nehmen oftmals den Platz ein, der in traditionellen Kulturen Priestern vorbehalten war. Auf diesem Weg tragen Universitäten, *sechstens*, zur sozialen und kulturellen Reproduktion bei.

Nachfolgend werde ich darzustellen versuchen, wie diese sechs Funktionen und Mechanismen der Universitäten vor, während und nach der NS-Herrschaft ausgestaltet wurden, wobei ich mich vornehmlich auf die steirischen Hochschulen beziehen werde.

Eingangs ist darauf hinzuweisen, dass die NS-Herrschaft im Zeithorizont der Universitäten eine sehr kurze Episode darstellte: 14 Semester! Der Lebenszyklus von Universitäten, beispielsweise gemessen an der Verweildauer der in ihnen Lehrenden oder der an ihnen Ausgebildeten, übersteigt diese Zeitspanne. Im Alltagsleben jeder Universität sind sieben Jahre kaum mehr als ein Augenblick und im Leben ihrer Angehörigen je nach Statusgruppe: die Dauer eines ein wenig verbummelten Studiums, die Zeit bis zum Erreichen der nächsten Karrierestation, der Zeitraum zwischen erstmaliger und der Wiederwahl in ein akademisches Amt ... Was im Zeithorizont einer Universität als eher kurz erscheint, war im Fall der NS-Ära, wie zu zeigen sein wird, hinsichtlich der Folgen jedoch ein tiefer Einschnitt.

Beginnen wir mit dem erstgenannten Punkt, der Wissensproduktion. Hier kann ich mich sehr kurz halten: In den 14 Semestern zwischen dem freudig begrüßten Anschluss an das Großdeutsche Reich, dessen südöstlichsten Außenposten die steirischen Akademiker gerne bilden wollten, und dem Zusammenbruch des Regimes, den die steirischen Hochschulen als vorzeitiges Ende des laufenden Sommersemesters administrierten, wurde kein Wissen produziert, das sich als überlebensfähig erweisen sollte. Später wurde dieses Phänomen gerne mit der Metapher der wissenschaftlichen Halbwertszeit umschrieben, 1945 bediente man sich wohl anderer Bilder, um denselben Tatbestand zu fassen. Praktisch gesehen war die Halbwertszeit all dessen, was in den 14 Semestern erforscht und geschrieben wurde, im Frühsommer 1945 am Nullpunkt angekommen. Die meisten Hochschullehrer tilgten in ihren Veröffentlichungslisten die Einträge der Jahre 1938 bis 1945, zu allererst wohl jene, die in den Semestern davor Vorgesetzten als „kriegswichtig“ schmackhaft gemacht wurden. Die Lösung (wissenschafts-)politisch nicht mehr als zeitgemäß erachteten Wissens wurde manches Mal einige Jahre später rückgängig gemacht; beispielsweise bezog sich ein Grazer Gynäkologe zehn Jahre, nachdem er seine Versuche an um Zustimmung mit Sicherheit nicht gefragten Patientinnen nicht mehr fortführen konnte, dennoch auf Testreihen aus den Jahren, über die man sonst den Mantel des Stillschweigens breitete.<sup>1</sup> Der Vorgang des vorübergehenden

<sup>1</sup> Gabriele Czarnowski, Vom „reichen Material einer wissenschaftlichen Arbeitsstätte“. Zum Problem missbräuchlicher medizinischer Praktiken an der Grazer Frauen-Universitätsklinik in der Zeit des Nationalsozialismus, in: Wolfgang Freidl/Werner Sauer (Hrsg.), NS-Wissenschaft als Vernichtungsinstrument, Wien 2004, 225–274, hier 268ff.

Wegsperrens nicht zustimmungsfähigen Wissens, das nach einer Abkühlungsperiode wieder hervorgeholt wird, ist wissenschaftssoziologisch einigermaßen ungewöhnlich und würde eine genauere, über den Einzelfall hinausgehende Untersuchung verdienen.

Nun könnte jemand einwenden, die politische Kultur der Nachkriegsjahre habe das Zitieren von Arbeiten, die zwischen 1938 und 1945 veröffentlicht wurden, inopportun erscheinen lassen oder gar verboten. Doch für das Vorhandensein derartiger intellektueller Hygiene spricht nicht sehr viel: In den ohnehin sehr nachlässig betriebenen Entnazifizierungsverfahren der Hochschulen nahmen Veröffentlichungen eine unbedeutende Rolle ein, während persönliches Verhalten, Dauer und Prominenz von Mitgliedschaften in NS-Organisationen im Vordergrund standen. Ob jemand – meist ja nur vorübergehend – aus dem akademischen Verkehr gezogen wurde oder nicht, entschied wohl eher die Dichte und Tragfähigkeit seines sozialen Netzwerks, sicherlich aber nicht das von jemandem Geschriebene.

Die Tatsache, dass die Angehörigen der steirischen Hochschulen im „Dritten Reich“ kaum etwas veröffentlichten, könnte man auch mit dem Hinweis darauf zu erklären versuchen, dass die Bedingungen des wissenschaftlichen Produzierens ungünstig gewesen wären – Papiermangel oder gar, dass sich Autoren in innerer Emigration wähnten, könnten den geringen Produktionsumfang erklären. Mir ist allerdings keine Nachkriegsveröffentlichung untergekommen, in der ihr Autor darauf hinweist, dass diese Arbeit eigentlich vor 1945 verfasst worden sei, aber aus diesem oder jenem Grund damals nicht veröffentlicht wurde oder werden konnte.

Eine letzte Qualifikation des eben Gesagten ist insofern angebracht, als betont werden muss, dass die These, während der NS-Herrschaft sei kein wissenschaftliches Wissen produziert worden, sich ausdrücklich nur auf die steirischen Hochschulen bezieht.<sup>2</sup> Mir ist durchaus bewusst, dass in anderen Regionen und in einigen Forschungsstätten des „Dritten Reichs“

2 Zur Überprüfung dieser Hypothese habe ich folgende Darstellungen ausgewertet: Karl Acham (Hrsg.), *Die Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften*, Wien 1999–2006; Karl Acham (Hrsg.), *Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: Vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation*, Wien u. a. 2007; Walter Höflechner, *Geschichte der Karl-Franzens-Universität. Von den Anfängen bis in das Jahr 2005*, Graz 2006; Kurt Freisitzer u. a. (Hrsg.), *Tradition und Herausforderung: 400 Jahre Universität Graz*, Graz 1985; Ferdinand G. Smekal, *Alma Universitas: Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten*, Wien 1967. Die von Stefan Karner kompilierte *Landesgeschichte Die Steiermark im 20. Jahrhundert: Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur*, 2., durchges. u. erg. Aufl. Graz 2005., sowie andere seiner die NS-Periode behandelnden Veröffentlichungen: Stefan Karner, *Die Steiermark im Dritten Reich: 1938–1945. Aspekte ihrer politischen, wirtschaftlich-sozialen und kulturellen Entwicklung* 3., durchges. Aufl. Graz 1994 und Stefan Karner (Hrsg.), *Graz in der NS-Zeit 1938–1945* (Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgen-Forschung Sonderband 1), Graz u. a. 1999, entbehren irgendeines Hinweises auf nachwirkende wissenschaftliche Veröffentlichungen.

durchaus Wissen entstand, um das sich nach dem Ende der Nazi-Herrschaft die Alliierten raufte – steirische Wissenschaftler zählten allerdings nicht zu den in die USA oder in die Sowjetunion Entführten.<sup>3</sup>

Wissenschaftliches Wissen weist die Eigentümlichkeit auf, sich regelmäßig auch auf sich selbst zu beziehen, Ideenketten zu pflegen oder deren Existenz zu behaupten, sich von Vorläufern abzugrenzen oder an gleichgesinnte Frühere anzuschließen, mit einem Wort reflexiv zu sein. Neues Wissen baut auf früherem auf und bezieht sich daher in mehrfacher Weise auf die Vergangenheit; eine Variante dieser Selbstreflexion des Wissens ist darin zu sehen, dass versucht wird, deutlich zu machen, warum, was heute gewusst wird, früher nicht auch schon gewusst wurde oder gewusst werden konnte. Bemerkenswerterweise ist der Umfang des selbstreflexiven Wissens über das in der NS-Zeit produzierte Wissen dürftig. Nämliches lässt sich auch für die anderen Aspekte und Funktionen der Universitäten behaupten, allerdings doch in geringerem Ausmaß: Dass Nationalsozialisten an den steirischen Hochschulen eine unrühmliche Rolle spielten, wird heute zumindest nicht mehr in Abrede gestellt oder nicht mehr hinter dem Vorhang erst noch zu leistender, allerdings so schrecklich aufwändiger Forschung verborgen. Doch während nach allgemeinem Konsens über die relative Bedeutung verschiedener Aspekte des wissenschaftlichen Tuns das „Wer?“ und „Wie?“ hinter dem „Was?“ der Forschung ins zweite Glied zu treten haben, verhält es sich bei der Behandlung der NS-Zeit gerade umgekehrt: Die Exponenten des Nazitums und die äußere Geschichte der Übernahme der inneruniversitären Herrschaft durch diese Personengruppe zu Lasten der traditionellen Selbstverwaltung sind mittlerweile mit Namen und Mitgliedsnummer bekannt und werden in den historischen Darstellungen im Detaillierungsgrad nur durch die Behandlung der prominentesten Opfer des Nationalsozialismus übertroffen. Auf diese Weise werden die unrühmlichen 14 Semester eingeklammert und dadurch, wie man sagen könnte, entsorgt, weil die Genese und die (Nach-)Wirkung der NS-Periode nicht thematisiert werden.<sup>4</sup>

Die zweite Funktion von Universitäten, die Weitergabe von Wissen an die nächste Generation, kann nun durchaus wahrgenommen werden, ohne dass die Lehrenden sich um den

<sup>3</sup> Tom Bower, *The paperclip conspiracy: The hunt for the Nazi scientists*, Boston u. a. 1987.

<sup>4</sup> Hier ist es angebracht, darauf hinzuweisen, dass die ersten Veröffentlichungen über die Nazizeit an den steirischen Hochschulen akademische Außenseiter zu Autoren hatten, während die wohlbestallten Verwalter des institutionellen Gedächtnisses der heimischen Hochschulen lange Jahre hindurch sich mit kleinstmöglichen Darstellungen dieser Vergangenheit begnügten: Steirische Gesellschaft für Kulturpolitik (Hrsg.), *Grenzfeste deutscher Wissenschaft. Über Faschismus und Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz*, Wien 1985; Hans-Peter Weingand, *Die Technische Hochschule Graz im Dritten Reich. Vorgeschichte, Geschichte und Nachgeschichte des Nationalsozialismus an einer Institution*, 2. Auflage, Graz 1995; Wolfgang Freidl u. a. (Hrsg.), *Medizin und Nationalsozialismus in der Steiermark*, Innsbruck u. a. 2001.

Novitätsgrad des von ihnen vermittelten Lehrstoffs allzu sehr kümmern müssten. Ein Unterricht, der veraltetes Wissen weitergibt, genießt vielleicht nicht allzu hohes Ansehen, doch der Ruf der Hochschullehrer hängt ohnehin meist von anderen Facetten ihrer Persona ab und deren Darsteller sind von den Reaktionen ihres Publikums existenziell zumeist nicht wirklich abhängig. In der NS-Periode wurden im akademischen Unterricht nun durchaus Themen behandelt, die in den Jahren davor nicht vorkamen, doch wird bei einem genaueren Blick rasch klar, dass die neuen Lehrveranstaltungsinhalte eher wenig mit dem zu tun hatten, was gemeinhin als Wissenschaftsfortschritt bezeichnet wird: Wehrturnen, -hygiene, -physiologie, Chemie der Kampfstoffe und ähnliche Vorlesungsthemen verweisen auf die Militarisierung der Hochschulen und ihres Personals, „Schmarotzer und ihre Umwelt (unter besonderer Berücksichtigung des Menschen)“, „Sinn der Geschichte und Sinn des Reiches“, „Die Judenfrage“ und „Rasserecht“ als Titel von an der Universität Graz angebotener Lehrveranstaltungen auf die ideologische Ordnung der Zeit. Mit großer Sicherheit kann man weiterhin sagen, dass andere wissenschaftliche Theorien, vor allem solche, deren Gestalt mit Personen auf das Engste verbunden waren, die die Nazis zu ihren Gegnern zählten, während dieser Jahre nicht unterrichtet wurden. Bedenkt man drittens, dass viele Studenten nach einer deutlich verkürzten Studiendauer graduiert wurden, muss man wohl folgern, dass die Absolventen der Jahre 1938 bis 1945 nicht gerade gut ausgebildet wurden, jedenfalls wesentliche Wissensbestandteile, die man Mitte des 20. Jahrhunderts kennen sollte, nicht vermittelt bekamen. Im Gegensatz zu den Hochschullehrern, denen zumindest auf dem Papier eine Überprüfung ihrer Eignung für die wiedererstandene Republik und deren demokratisches Bildungssystem angedroht wurde, musste kein einziger Student „nachsitzen“. Auch bei der Entnazifizierung der Studierenden ging es nur um Mitgliedschaften und persönliches Verhalten, doch nie um das, was in diesen Jahren vielleicht nicht oder falsch gelernt wurde. Manche Studenten zeigten denn auch über das Ende des NS-Regimes hinaus, dass sie kognitive Anpassungsprobleme hatten, so z. B. jene 166 Grazer Studierenden, die auf den Inskriptionsformularen des Studienjahres 1945/46 in der Spalte Religionsbekenntnis „gottgläubig“ angaben.<sup>5</sup>

Die Produktion von Funktionseleiten fand auch während der 14 Nazi-Semester statt und nach heutigem Wissensstand wurde keinem Studierenden der steirischen Hochschulen, der während dieser Zeit sein Studium beendete, der erworbene Titel wegen unzulänglicher Beherrschung des jeweiligen Faches aberkannt. Die Universität als Statuszuweisungsmaschine – der dritte eingangs angeführte Aufgabenbereich des höheren Bildungssystems – erfuhr keine Entnazifizierung. Nun könnte man natürlich einwenden, dass das vielleicht das geringste Problem war, dem sich die wiedererrichtete Republik und ihr Hochschulsystem gegenübersehen,

<sup>5</sup> Jürgen S. Rassinger, Die Studentenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz: Wintersemester 1945/46 – Sommersemester 1947, Diplomarbeit Graz 1999, 98.

und dass es sich in jedem Fall um eine verschwindend kleine Gruppe von Personen handelt. Der Anteil der „Akademiker“ an der gesamten Bevölkerung Österreichs betrug Mitte des 20. Jahrhunderts rund ein Prozent. Doch dieses eine Prozent war einflussreich und bildete ein dichtes Netzwerk. Blättert man die mittlerweile publizierte Diplomarbeit von Petra Scheiblechner durch,<sup>6</sup> die sich die Mühe gemacht hat, mehr als 360 Biografien von Personen zu dokumentieren, die zwischen 1938 und 1945 an der damaligen Medizinischen Fakultät der Universität Graz beschäftigt waren (von Instruktoressen bis zum Dekan, aber ohne Berücksichtigung der SS-Ärztlichen Akademie), gewinnt man einen Eindruck von der Mächtigkeit dieser Funktionselite: Neben den Namen jener, die mit der Fakultät länger verbunden blieben, findet man auch die Namen von Ärzten, die sich späterhin als Allgemeinmediziner oder als Fachärzte in Graz niederließen und an der Ausübung ihres Berufes selbst dann nicht gehindert wurden, wenn sie Gegenstand staatsanwaltlicher Erhebungen waren oder sich in den Augen mancher verdächtig machten, weil ihre Vitae Perioden als Lagerarzt im KZ Dachau aufweisen.

Die Asymmetrie zwischen der Gültigkeit von Zertifikaten aus dunkler Zeit und der Benachteiligung jener, die von diesem System an der Fertigstellung ihrer vor dem März 1938 begonnenen Studien gehindert wurden,<sup>7</sup> hat andernorts zu symbolischen Wiedergutmachungen geführt,<sup>8</sup> von den steirischen Hochschulen kann derartiges nicht berichtet werden.

An die Seite qualitativ fragwürdiger und hinsichtlich des Studienumfangs dürftiger Ausbildungen, deren Abschlussbestätigungen dennoch zur Ausübung einschlägiger Berufe berechnete, trat eine weitere Bevorzugung jener, die von der Kriegsmaschinerie nicht verschlungen worden waren. Die Erwerbchancen der Akademiker waren in Österreich seit 1938/39 um vieles günstiger als in den Jahrzehnten davor. Der Grund dafür war ein simpler: Die Vertreibung und Ermordung der Juden eliminierte Konkurrenten. Das Ausmaß dieser Markträumung ist im Detail noch nicht erforscht und wurde interessanterweise nicht einmal von der Historikerkommission in Angriff genommen, die kaum einen Winkel unberücksichtigt ließ.<sup>9</sup>

6 Petra Scheiblechner, „Politisch ist er einwandfrei“. Kurzbiographien der an der Medizinischen Fakultät der Universität Graz in der Zeit von 1938 bis 1945 tätigen WissenschaftlerInnen (Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 39), Graz 2002.

7 Die Zahl der von den Nazis am Studienabschluss gehinderten Studierenden sind für die steirischen Hochschulen bislang nicht festgestellt worden. Die Zahlen der Hörer mosaikartigen Glaubens markieren den unteren Grenzwert. Alois Kernbauer, Der lange Marsch zur „politischen Hochschule“. Die Grazer Hohen Schulen in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft, in: Karner (Hrsg.), Graz in der NS-Zeit 1938–1945 (wie Anm. 2) 179–193, hier 188f. nennt 37 für die Universität und 6 für die Technische Hochschule.

8 Herbert Posch/Doris Ingrisch/Gert Dressel, „Anschluß“ und Ausschluss 1938. Vertriebene und verbliebene Studierende der Universität Wien, Wien 2008.

9 Historikerkommission der Republik Österreich, Schlussbericht der Historikerkommission der Repu-

Mit einigem Recht kann man sagen, dass die Einkommens- und Vermögensentzüge, die den Opfern der Nazis widerfuhren, die Gewinnchancen der anderen waren. Berücksichtigt man, dass der Akademikeranteil unter österreichischen Juden höher war als in der restlichen Bevölkerung, dann kann man errechnen, wie viele Einnahmen die „arischen“ Ärzte, Rechtsanwälte, Journalisten etc. zusätzlich lukrieren konnten, weil sich das gesamte Klientel der jeweiligen Berufsgruppe nun auf eine geringere Zahl von Anbietern verteilte.

Die Statuszuweisungsmaschine Hochschule funktionierte über die politischen Brüche hinweg ohne Einschränkungen und führte zu Ergebnissen, die hinsichtlich der materiellen Ausstattung der Akademiker diese relativ zum Durchschnittsbürger vermöglicher werden ließ. An die Seite dieser im Detail noch zu erforschenden Privilegierungen der während der Nazi-Zeit und unmittelbar danach ihr Studium Beendenden tritt deren subkulturelle Homogenität. Der Lebensabschnitt als Student ist für gewöhnlich auch verbunden mit der Etablierung von Sozialbeziehungen, die ein hohes Maß an sozialer Exklusivität aufweisen. Es spricht einiges dafür, dass die studentische Vergemeinschaftung vom Typus Burschenschaft zumindest die männlichen Studierenden in hohem Maße erfasste, was auch dann wahr bleibt, wenn man dem Umstand Rechnung trägt, wonach die Burschenschaften während des größeren Teils der Nazi-Herrschaft nicht offiziell tätig sein durften (oder mochten). Wenn hier vom Milieu der Burschenschaften gesprochen wird, ist damit eben das „nationale“ soziale Netzwerk gemeint, das auch dann noch gepflogen werden konnte, wenn die formale Organisation sistiert war. Wegen der geringen Zahl an Studierenden war deren Überschaubarkeit hoch und die Vergemeinschaftungen deswegen bindungsintensiver. Über all das weiß man herzlich wenig, doch einige Indizien deuten an, wie sehr der soziale Zusammenhalt über Jahrzehnte hinweg im akademischen Untergrund aufrechterhalten wurde. Beispielsweise wissen wir über die Mitglieder der SS-Ärztlichen Akademie, die im Herbst 1940 von Berlin nach Graz verlegt wurde, fast gar nichts. Akten scheinen nur im geringsten Umfang erhalten geblieben zu sein, doch einer entlegenen Publikation wie dem Mitteilungsblatt „Der Freiwillige“ konnte man noch 1967 entnehmen, dass sich ehemalige „Junker“ regelmäßig trafen. Angehörige desselben Milieus ließen es sich nicht nehmen, eine mehr oder weniger unzweideutige Gedenktafel am für das Zusammentreffen von SS-Angehörigen notorisch bekannten Kärntner Ulrichsberg aufzustellen. Googelt man „SS-Ärztliche Akademie“ findet man wenige Hinweise auf Texte, dafür umso zahlreichere Angebote von Abzeichen, die noch im Jahr 2009 feilgeboten wurden. In ähnlicher Weise huldigen Grazer Burschenschaften jener ihrer ehemaligen Mitglieder, die, wie beispielsweise Ernst Kaltenbrunner, als Kriegsverbrecher in Nürnberg verurteilt und hingerichtet wurden. Diese wenigen, ohne großen Rechercheaufwand erschlossenen Hinweise

---

blik Österreich: Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich; Zusammenfassungen und Einschätzungen, Wien u. a. 2003.

auf eine spezifisch subkulturelle Traditionspflege erlauben meines Erachtens die Behauptung, dass der Gemeinschaftskitt der Nazi-Studenten lange über das Regimeende hinaus funktionierte. Man kann sich also leicht ausmalen, in welchem Maße sich Einzelne gegenseitig unterstützt haben mochten, als sie meinten, Hilfe zu benötigen. Der Sozialcharakter des „Herrn Dr. Karl“ fand im Gegensatz zu seinem plebejischen Pendant, dem Carl Merz und Helmut Qualtinger ein literarisches Denkmal errichteten, bislang keine Beschreibung.

Die universitäre Selbstverwaltung ist das organisationale Pendant zur eben skizzierten Abschottung von Studierendenkohorten. Bei der Abwehr von Übergriffen vorgesetzter Behörden sind sich Funktionsträger einer Universität zumeist einig; das gilt selbst dann, wenn zwischen beiden eine Übereinstimmung ideologischer Natur gegeben ist, wie das während der NS-Herrschaft der Fall war. Partialinteressen und die Verteidigung des eigenen Einflussbereichs spielten auch im Zuge der Gleichschaltung der Wiener Universität eine bedeutende Rolle, wie Albert Müller gezeigt hat.<sup>10</sup> Analoge Vorgänge an steirischen Hochschulen sind nicht nur anzunehmen, sondern mit einiger Wahrscheinlichkeit auch noch belegbar. Für das Phänomen der Kameraderie und jenes der Verteidigung der Zunft hat vor Längerem der deutsche Philosoph Hermann Lübbe die sprechende Formulierung der „nicht-symmetrischen Diskretion“ geprägt<sup>11</sup>; damit wollte er darauf hinweisen, dass sich in den Nachkriegsuniversitäten, wie er es ein wenig pompös nannte, „als Widerständler aus Flucht und Untergrund remigrierte Professoren“ und frühere Parteigänger der NSDAP Seite an Seite wiederfanden und ein Modus Vivendi zu finden war. Der Mangel an Widerständlern unter den steirischen Hochschullehrern<sup>12</sup> sollte einen nun nicht dazu veranlassen zu folgern, dass es derartige asymmetrische Diskretion hierzulande nicht gegeben habe.<sup>13</sup> Das zeitweilige Absehen von Konflikten und Gegensätzen ist für jede formale Organisation nahezu unumgänglich, will sie funktionstüchtig bleiben. In Lebenswelten, in denen der Verteidigung der Zunft das Primat zukommt, obsiegen in kritischen Situationen Formen der Kameraderie oftmals über andernfalls relevante (Interessen-)Gegensätze. Als Beispiel sei hier der Fall jenes Grazer Juristen an-

10 Albert Müller, Dynamische Adaptierung und „Selbstbehauptung“. Die Universität Wien in der NS-Zeit, in: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997), 592–617.

11 Hermann Lübbe, Vom Parteigenossen zum Bundesbürger. Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten, München 2007, 22. Das folgende Zitat auf Seite 21. Ursprünglich als Aufsatz unter dem Titel Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewusstsein, in: *Historische Zeitschrift* 236 (1983), 579–599, erschienen.

12 Dem der Haushistoriker der Grazer Universität damit Abhilfe verschaffen will, dass er auch noch die belanglosesten Meinungsverschiedenheiten als an Widerstand grenzenden Dissens ausgibt: Höflechner, *Geschichte der Karl-Franzens-Universität* (wie Anm. 2) 193.

13 Die Rektoratsrede des 1946 wieder ins Amt eingesetzten Josef Dobretsberger kann dafür als Beispiel herangezogen werden.

geführt, der im Stabe von Hanns Rauter in den Niederlanden als Schreibtischtäter wohl auch an der Verfolgung der Juden beteiligt war. Nach Kriegsende kehrte er auf seine Grazer Professur zurück und lehrte Verfassungsrecht, als wäre nichts gewesen. Berichte in der Lokalpresse verstörten die Kollegenschaft, wurde doch darin nahegelegt, dass er und seine Gattin zu Opfern eines Erpressers geworden sein mochten, da deren ansonsten bescheidener Lebenswandel den nötig gewordenen Offenbarungseid – so nannte man damals den persönlichen Konkurs – nicht erklärlich machen würde. Interessanterweise machte sich ein anti-nazistischer Kollege gemeinsam mit dem in Verruf geratenen Kollegen in Bayern auf die Suche nach einer „Ausweichstelle“, die auch prompt gefunden wurde.<sup>14</sup> Geschichten wie diese illustrieren den starken Hang von Akademikern, ihren Stand und daher auch jene seiner Mitglieder, die in Schwierigkeiten gekommen waren, selbst dann noch tatkräftig zu verteidigen, wenn man den devianten Kollegen auch fallen lassen könnte. Ab einer gewissen Statushöhe fällt man in Österreich wegen der eigenen Vergangenheit nicht mehr aus dem System hinaus, sondern schlimmsten Falls anderswo hin.<sup>15</sup>

Ich komme damit zum Ende, zur Frage auf welchem Weg die steirischen Hochschulen zur sozialen und kulturellen Reproduktion beigetragen haben. Die unbestreitbar unterbliebene Auseinandersetzung mit den Jahren der NS-Herrschaft führte im Verbund mit der Persistenz der in diesen Jahren geknüpften sozialen Bande dazu, dass die Institution Wissenschaft und ihr organisatorisches Flaggschiff Universität nachhaltig Schaden nahmen. Diesen Schaden kann man an zwei einander ergänzenden Mechanismen ablesen: Zum einen nahm die moralische Haltung der Rolle des Wissenschaftlers Schaden, weil für jeden, der durch diese Zäsur hindurchging, mit Händen zu greifen war, dass für das Überleben in der Institution Universität die Qualität der wissenschaftlichen Arbeit unbedeutend war. Da nun aber Wissenschaft – insofern dem gängigen Selbstbild des Arbeitens in Einsamkeit und Freiheit durchaus entsprechend – eine Tätigkeit ist, die, will sie mit Aussicht auf Erfolg praktiziert werden, einen langen Atem und anhaltende Entbehrungen nötig hat, wird die Berufsmoral dauerhaft untergraben, wenn andere reüssieren können, deren einziges Verdienst darin liegt, dass sie sich als sozial anpassungsfähig erwiesen. In diesem nur sozialpsychologisch zu verstehenden Verfall der Wissenschaft als Berufung liegt begründet, dass, lange über das Ende des Nazismus hinaus, die Produktion von wissenschaftlichem Wissen unterdurchschnittlich ausfiel. An die Stelle der normativ verstandenen Steuerung des wissenschaftlichen Arbeitens durch Her-

14 Christian Fleck, *Der Fall Brandweiner: Universität im Kalten Krieg*, Wien 1987, 87ff.

15 Um aus der Zunft verstoßen zu werden, muss man – hat man erst einmal eine bestimmte Statusposition erlangt – in der jeweiligen Gegenwart ein gerüttelt Maß an Devianz an den Tag legen und sich obendrein als rezozialisierungsresistent erweisen. Siehe dazu Fleck, *Der Fall Brandweiner* (wie Anm. 14).

stellung neuen Wissens trat im Gefolge der Umwälzungen, die die totalitäre Machtergreifung begleiteten, ein Belohnungssystem, in dessen Zentrum die Kameraderie Platz genommen hatte. Die Angst vor dem Versagen des um Erkundung des Neuen Bemühten wurde von der Angst um den Verlust der Position abgelöst, die man unter Ausnutzung der Gegebenheiten erlangte, die man selbst nicht zu verantworten hatte, aber für sich nutzen konnte. Die kollektiv erfahrene Bedrohung, dass das Kartenhaus einstürzen könnte, dem man seine Etablierung verdankt, schweißte die Generationengenossen zusammen, sicherte deren Stabilität und erodierte die Leistungsmotivation.

Vom amerikanischen Sozialpsychologen Stanley Milgram stammt die Behauptung, alle Menschen dieser Welt seien über sechs Handschläge miteinander verbunden. Die kleine soziale Welt der österreichischen Hochschulen demonstriert, dass in ihr jedermann durch weit weniger als sechs Handschläge mit jemandem verbunden ist, der während der NS-Zeit zu den „Ariseuren“ und anderweitigen Profiteuren zählte. Deren Schüler saßen weit bis in die Zweite Republik hinein an den Schalthebeln und auch noch die Schüler der Schüler zeigten sich bemüßigt, ihre Lehrer und deren Lehrer vor Angriffen zu schützen.

Eine künftige Geschichte der Universitäten und ihrer Absolventen wird diesen Knäuel erst noch aufzudröseln haben.

Gedruckt mit Unterstützung durch  
Land Steiermark Wissenschaft  
Universität Graz  
Stadt Graz Wissenschaft  
Centrum für Jüdische Studien  
Alfred-Schachner-Gedächtnis-Fonds



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-205-78396-1

Umschlagbild: © Universalmuseum Joanneum. Multimediale Sammlungen.  
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Über-  
setzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf  
fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der Wiedergabe im Internet und der Speicherung in Daten-  
verarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2012 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H. und Co.KG, Wien · Köln · Weimar  
[www.bochlau-verlag.com](http://www.bochlau-verlag.com)

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefreiem Papier  
Duck: UAB Balto print

## Inhalt

NS-Herrschaft in der Steiermark – Einleitung HEIMO HALBRAINER, GERALD LAMPRECHT, URSULA MINDLER . . . . .	9
Positionen, Tendenzen, Defizite der NS-Forschung WOLFGANG BENZ . . . . .	15
<b>VORGESCHICHTE – WEGE ZUM „ANSCHLUSS“</b>	
Der Weg in den Abgrund Die gesamtstaatlichen Rahmenbedingungen HELMUT KONRAD . . . . .	31
„Heur’ ist da zahlende Tag“ Der nationalsozialistische Juliputsch 1934 in der Steiermark – das Beispiel St. Gallen KURT BAUER . . . . .	43
Antisemitismus und Deutschnationalismus Von Prozessen der Ausdifferenzierung zu Strategien der Homogenisierung am Beispiel deutschnational-völkischer Frauenvereine HEIDRUN ZETTELBAUER . . . . .	63
<b>NS-HERRSCHAFT</b>	
NS-Eliten in der Steiermark und steirische NS-Eliten Herkunft, Rolle und Selbstverständnis 1938–1945 MARTIN MOLL . . . . .	89
„Die Zigeuner und die Juden sind seit der Gründung des Dritten Reiches untragbar.“ Das Südburgenland im Gau Steiermark und sein Umgang mit der NS-Vergangenheit nach 1945 URSULA MINDLER . . . . .	117

„Wenn Sie wollen, lasse ich mich jetzt einschreiben, wenn es gerade so sein muss!“ Einige Aspekte nationalsozialistischer Herrschaftsausübung und Alltag am Beispiel des angegliederten Gebietes Untersteiermark 1941–1945 MONIKA STROMBERGER . . . . .	141
--	-----

#### GESELLSCHAFT – KULTUR – WISSENSCHAFT IM NATIONALSOZIALISMUS

Katholische Kirche und Nationalsozialismus in der Steiermark Forschungsstand und Forschungsdesiderate MICHAELA SOHN-KRONTHALER . . . . .	165
NS-Kulturpolitik in der Steiermark am Beispiel der Literatur UWE BAUR, KARIN GRADWOHL-SCHLACHER . . . . .	195
Die Hochschulen in Graz in der NS-Zeit ALOIS KERNBAUER . . . . .	219

#### NS-TERROR: VERFOLGUNG UND WIDERSTAND

NS-Terror in der Steiermark HEIMO HALBRAINER . . . . .	243
Zwangsarbeit in der Steiermark PETER RUGGENTHALER . . . . .	267
Widerstand in der Steiermark WOLFGANG NEUGEBAUER . . . . .	299
Die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung in der Steiermark 1938 bis 1940 GERALD LAMPRECHT . . . . .	317

„(... dass) die Zigeuner wenigstens aus dem Landschaftsbilde verschwinden“ Die NS-Verfolgung der Roma im Gau Steiermark am Beispiel zweier steirischer „Zigeunerlager“. Das Arbeitslager Kobenz (bei Knittelfeld) und das Sammellager Dietersdorf (bei Fürstenfeld) MICHAEL TEICHMANN, ROMAN URBANER . . . . .	347
--	-----

Die Todesmärsche ungarischer Jüdinnen und Juden durch die Steiermark ELEONORE LAPPIN-EPPEL . . . . .	385
---	-----

#### „NACHZEIT“ – BRUCH ODER KONTINUITÄT?

Entnazifizierung und Kriegsverbrecherprozesse in der Steiermark MARTIN F. POLASCHEK . . . . .	413
--	-----

Der Umgang mit den Opfern des Nationalsozialismus am Beispiel der Opferfürsorge in der Steiermark ANDREA STRUTZ . . . . .	429
---	-----

Kunstrückgabe nach 1945 in der Steiermark am Beispiel des Landesmuseums Joanneum KARIN LEITNER-RUHE . . . . .	455
---	-----

Die Epoche der Epochenverschlepper DIETER A. BINDER . . . . .	471
--	-----

Steirische Hochschulen und Nationalsozialismus CHRISTIAN FLECK . . . . .	491
---	-----

Gedächtniskultur in der steirischen Landeshauptstadt Graz Erinnerungszeichen an Krieg, Nationalsozialismus und Holocaust im öffentlichen Raum HEIDEMARIE UHL . . . . .	503
---	-----

Aspekte einer Geschlechtergeschichte von Krieg und NS-Zeit in der Steiermark KARIN M. SCHMIDLECHNER . . . . .	523
--	-----

Autorinnen und Autoren . . . . .	535
----------------------------------	-----